

Trewula [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [19]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587681>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Waldemar Fink, Adelboden.

Le Sepey mit Dent du Midi.

Liebe

Wieder will mein froher Mund begegnen
Deinen Lippen, die mich küssend segnen,
Deine lieben Finger will ich halten
Und in meine Finger spielend falten,
Meinen Blick an deinem dürstend füllen,
Tief mein Haupt in deine Haare hüllen,
Will mit immerwachen jungen Gliedern
Deiner Glieder Regung treu erwidern

Und aus immer neuen Liebesfeuern
Deine Schönheit tausendmal erneuern,
Bis wir ganz gestillt und dankbar beide
Selig wohnen über allem Leide,
Bis wir Tag und Nacht und Heut und Gestern
Wunschlos grüßen als geliebte Schwestern,
Bis wir über allem Tun und Handeln
Als Verklärte ganz im Frieden wandeln!

Hermann Hesse, Bern.

Trewula.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Noch immer waren die Tore der Burg verschlossen. Prinz Richmut schien vergessen zu haben, daß er sie zu verriegeln gebot. Der Prinz lebte in einem leuchtenden Frühling. „Hast du gewußt, daß die Welt solch ein Wunder ist?“ fragte er Trewula, sein Gemahl. Sie ging nicht mehr im Magdkleide. Weiße, schlichte Seide umhüllte ihren schlanken Körper. Ein goldener Reif hielt ihr helles Haar zusammen.

„Du bist schön,“ flüsterte ihr Prinz Richmut oftmals am Tage zu, und einmal lobte er sie: „Du trägst dein Haupt so sicher und stolz, als schrittest du die Stufen zum Throne hinauf.“

Da trafen ihn ihre klaren Augen. „Was tue ich anderes?“ fragte sie. Er wußte erst jetzt recht, was er ihr schuldig geworden war.

Ihr Wesen war sich immer gleich; sie diente ihm still und rastlos. Sie erriet seine Wünsche und erfüllte sie, ehe er sie ausgesprochen. Seine Liebe war unruhig und begehrlieh, die ihre sanft und klar und voll Demut.

Der Neid und die Lästertucht waren in der Burg und redeten von ihr, lauerten aus den dunkeln Winkeln und zeigten mit Fingern auf sie; aber da sie die Augen nicht niederschlug, nicht erschrak,

noch zürnte, da sie umherging gleich einer, die weiß, daß sie keine leichte Last auf sich genommen und sie zu tragen gewillt ist, so verstummte das Geisern, und der scheelen Blicke wurden weniger. Die ihr vorher vorgeseht oder gleichgestellt gewesen, gewöhnten sich daran, ihr untertan zu sein; denn ihr Wort war ruhig und fest, ihr Wille voll sanfter Gewalt. Prinz Richmuts Herz schwoll vor Bewunderung, und seine Leidenschaft wurde zur Begeisterung. Am zehnten Tage, an welchem er um der einstigen Magd willen die Welt vergessen hatte, ließ er einen seiner Lehrer rufen. „Du selbst sollst zum Könige, meinem Vater, reiten und ihm sagen, was geschehen ist. Und du sollst ihm sagen, daß ich ihm mein Gemahl zu bringen wünsche, und er habe ihresgleichen an Tugend und Schönheit nie gesehen!“

„Es wird nicht leicht sein,“ erwiderte ihm Rupprecht, der treue alte Mann; „vielleicht schlägt mich des Königs Zorn und kehre ich nicht wieder.“ Aber gehorsam ritt er aus der Burg.

Vom Tage an, da er fort war, blickte Prinz Richmut aus nach seiner Rückkehr. In seinem Wesen war oft Hast und wie versteckter Trotz.

Trewula wußte, daß der Bote an den König

verritten war, aber sie fragte und sagte nicht. Die Frau eines Knechtes lag am Tode. Von deren Krankheit erfuhr sie und pflegte sie, und wenn sie durch den Burghof schritt, folgten ihr die Kinder der Dienstleute und waren glücklich, wenn sie ihre Hände halten oder in ihre Augen schauen durften; denn sie hatte wie um Kranke so um Kinder eine muttschaffende frohmachende Art.

Der Bote des Prinzen hatte weit zu reiten, und als er nur noch eine Stunde von der Hauptstadt des Königs entfernt war, begegnete ihm in einem tiefen Walde ein Mann, der wie ein Bessener dahergesprengt kam. Der Weg war schmal, und so riß der Reiter sein Roß in Schritt, als er den andern erreichte.

„Bist du nicht einer von Prinz Richmuts Mannen?“ fragte er dann plötzlich.

Der alte Rupprecht bejahte. „Ich bin auf dem Weg zu seinem Vater, dem König.“

„Zu seinem Grabe, willst du sagen,“ erwiderte der andere und erzählte, daß der König und seine beiden Söhne einer Verschwörung zum Opfer gefallen. Krieg sei im Lande zwischen den Anhängern des Königshauses und den Empörern und die Königin habe ihn abgesandt, damit er den Prinzen Richmut rufe, den die Partei der Edelsten zum Herrscher begehre.

Alsogleich wendete des Prinzen Bote sein Pferd. Und die beiden saufen den Weg zurück, von wannen jener gekommen war. Sie ritten wie zwei Tolle, bis die Kofse am Ende ihrer Kräfte waren. Dann nächtigten sie in einer Herberge nur wenige Stunden und setzten bei grauendem Morgen ihre Reise fort. Am dritten Tag erreichten sie die Burg.

Prinz Richmut stand am Fenster und sah sie kommen. Er wußte, daß es nicht möglich war, die Königsstadt in so kurzer Zeit zu erreichen, und dennoch hatte er es nicht unterlassen können, auszuspähen. Nun eilte er über die Brücke den beiden entgegen und vernahm, was geschehen war. Es war, als fahre ihm ein Schwert in den Rücken, so steif und hart stand er auf einmal da. Nur seine Augen bligten kühn und herrisch.

Noch in derselben Stunde wurden alle reißigen Mannen zusammengerufen, und an ihrer Spitze ritt Prinz Richmut bald nachher in die Weite. Neben seinem schweren schwarzen Kofse aber tänzelte ein falber Zelter. Der trug Trewula, sein Gemahl. Er hatte nicht gefragt, und sie nicht gesprochen. Sie erfuhr die Geschehnisse von einer ihrer Frauen und stand schon zur Reise gerüstet, ehe noch er sie dazu geladen. Das Herz schwoll ihm vor Stolz, weil sie so hochgemut und entschlossen war; aber zum ersten Male, seit sie sein Weib war, hatten neben den Glücksgefühlen in seiner Seele andere Regungen Raum. Er sprach kaum während der langen Reise. Auf die Kruppe seines Kofses gebückt ritt er an der Spitze der Seinen. Sein Blick stieß wie ein Spieß vor ihm her in die Ferne. Zorn und Rachelust brannten darin. Auf seiner Stirn aber lag schon der Adel des Königs.

Am Ausgang des Waldes, in welchem die

beiden Boten sich begegnet waren, trafen sie auf eine große Schar von Rittern. Die waren gekommen, ihren König zu holen, und einer sah den andern staunend an, als sie die blonde Frau an seiner Seite gewahrten. Prinz Richmut sprach nicht von Trewula zu ihnen. So erfuhren sie erst durch sein Gefolge, wer sie war. Sie aber achtete ihrer nicht. Sie hielt sich an ihres Gemahls Seite, und wo einer mit freundlichem Blicke ihr Antlitz streifte, begegneten ihm stille lautere Augen, in denen nicht Scheu noch Furcht war.

Als sie sich der Hauptstadt näherten, berieten die Männer. Dann fiel des Prinzen Blick auf sein Weib, und sie, die gehört hatte, was die Männer besprochen, reichte ihm die Hand. „Reite, mein Gemahl,“ sagte sie. „Zum Geleit lasse mir niemand. Wenn du siegst, so halte die Tore deiner Stadt mir offen. Morgen werde ich dort Einlaß suchen.“

Er wollte ihr widersprechen und ihr sagen, daß sie allein ihres Lebens nicht sicher sei, doch wußte er, daß er jedes seiner Mannen bedurfte, wollte er sein schweres Spiel gewinnen, und es zwang ihn etwas, daß er sie wie einen treuen Kameraden ansehen mußte, von dem man wortlos jeden Dienst, auch das Leben empfängt. So preßte er nur ihre Hand mit harten Fingern und küßte sie stürmisch. Dann winkte er den Rittern, und wie ein Wettersturm fuhr die Schar weghinaus der Stadt entgegen.

Am Morgen des andern Tages hielt vor dem Tore der Stadt, in dessen Bogen die Frühsonne lag, der falbe Zelter. Das Tor war geöffnet. Die Wächter aber rissen die Barette von den Köpfen, als ob sie gewartet hätten. Einer lief zum König, ihm die einsame Frau zu melden, die langsam stadteinwärts ritt.

Noch trugen die Straßen die Spuren eines schweren Kampfes, und das Volk hielt sich furchtsam in den Häusern. Neugierige Blicke aber trafen die blonde Reiterin, deren Pferd zur Königsburg gewendet war.

Prinz Richmut hatte die Empörer geschlagen. Er war den Seinen vorangeritten, und wo die schwarze Mähne seines Kofses und seine eigenen dunkeln Locken flatterten, war der Sieg gewesen. Sein Ungestüm hatte die Feinde in Furcht und Staunen gesetzt und die Stärke seines Armes ihren Widerstand gebrochen. Freund und Feind beugte sich ihm willig; denn es war etwas Fremdes und Ungewöhnliches an ihm, und alles Seltfame hat Gewalt über die Menschen. Man raunte sich zu, daß er völlig wild in finsternem Walde erwachsen, und ein Volksführer sprach das Wort, daß er einer sei, der noch nie Schmeichelreden gehört und Kriecherrücken gesehen. Darum freuten sie sich über ihn, den Unverdorbenen.

Von der Königsburg hernieder, die auf einem Berge im Osten der Stadt stand, schritt Richmut seinem Weibe entgegen, ein reiches Gefolge hinter sich. Das Volk sah ihn und wie er die einsame blonde Reiterin umarmte. Da hob erst recht das Reden und Lästern an. Trewulas Geschichte ging

in der Stadt um. Viele waren, die sagten: „Er wird ihrer bald überdrüssig sein, nun er König ist.“ Einige lästerten, daß Trewula wieder Magd sein werde, ehe des Tages Abend komme; denn des Königs Mutter sei nicht im Gefolge gewesen, das ihr entgegenzog. Wenige nur sprachen: „Sahst ihr ihr helles Gesicht und den kühlen klaren Willen darin?“

König Richmut hatte aber sein Pferd neben Trewulas Zelter gelenkt und hielt sie mit dem Arm umschlungen, während sie bergzu ritten.

Die Ritter und Knechte, alle neigten sich vor der blonden Frau; denn es wagte keiner der Höflinge, ein Mißfallen an derjenigen zu verraten, die dem jetzt allmächtigen Herrscher gefiel.

Die Mutter des Königs stand auf der Treppe, die zu dessen Gemächern führte. Sie war eine hohe, weißhaarige, schöne und milde Frau, die das Unglück wohl das Haupt gebleicht, aber nicht gebeugt hatte. Sie breitete die Arme aus, als Richmut sein Gemahl über die Stufen ihr entgegenführte, und hob, da Trewula in edelm Anstand vor ihr knien wollte, sie zu sich empor. „Ich weiß, wer du bist, mein Kind,“ sagte sie. „Wen mein letzter Sohn liebt, der soll auch in meiner Liebe wohnen.“

Und abermals nach einer Weile, da Trewula frei von ihrer niederen Herkunft redete, sprach sie die Worte: „Vor dem Gram sind wir alle gleich. Das Unglück fragt nicht nach Rang und Stand und macht Fürstin und Magd zu Schwestern.“

(Fortsetzung folgt).

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

III.

Seit bald einer Woche trug nun Hermine den gelben Keif am Finger. Sie hatte sich an dessen Anblick und an den Gedanken des Gebundenseins gewöhnt und sah der Zukunft zwar ohne überschwingliche Hoffnungen, aber doch mit innerem Frohsinn entgegen, mit der gelassenen Festigkeit, mit der sie sich ein sicheres und schönes Leben zu bauen gedachte. Ein bißchen nüchtern und unfeierlich war es nach ihrem Empfinden bei der Verlobung schon zugegangen. Wenn sie jetzt so darüber nachdachte, kam es ihr vor, als sei daran der Goldschmied Steiner in Krien auch ein wenig mit schuld gewesen, der seine Sache in so hölzern geschäftlicher Weise abtat, als ob es sich nur um den Verkauf eines Silberlöffels oder einer Uhrenschale gehandelt hätte.

Und warum hatten denn die Annette und ihr Hochzeiter Großmann immer mit dabei sein müssen? Die Wagenfahrt nach Krien und der abendliche Spaziergang nach der Station Innerberg standen durch sie ganz unter dem Zeichen langweiligen Geschwäzes und verliebter Wiße. Eine Ausfahrt komme bei dem schönen Wetter auch ihnen gelegen, hatte Annette gesagt, besonders da auf dem Taubenmoos sowieso nicht jeden zwanzigsten Sonntag eingespantt werde.

Es war Hermine, als hätte sie ohne die zwei unwerten Zeugen ihrem Verlobten an diesem Tage innerlich näher kommen müssen. Ein einziges Wort, irgend eine kleine Anspielung hätte vielleicht die unsichtbare Schranke zwischen ihnen zu heben vermocht.

Beim festlichen Mahl auf dem Taubenmoos gab die Merkin den Ton an. Es war da viel vom Schaffen und Zumrechtensehen und herzlich wenig vom Liebhaben die Rede. Annettens Hochzeiter, ein Witwer anfangs der vierziger Jahre, geizte zwar so wenig wie auf der Fahrt mit verliebten Anspielungen seiner Braut gegenüber; aber diese waren nicht so einwandfrei, daß Hermine die künftige Schwägerin darum beneidet hätte. Sie mißgönnte dieser auch die etwas

zweifelhaften Zutunlichkeiten nicht, die sich der Zärtliche in guter Laune gestattete.

„Das kommt dann beim Konrad schon auch — so mit der Zeit,“ sagte die Merkin nachher in der Küche tröstend und verheißend zu Hermine und gab sich dabei viel Mühe, den Kopf aus seiner wagrechten Stellung etwas aufzurichten und ihr schlaues Augenblinzeln mitreden zu lassen. „Die Merken sind so. Sie können sich im Anfang nicht umtun beim Weibervolk. Wenn sie dann aber einmal auf-tauen — sein Vater ist affkurat so einer gewesen. Es ist lang gegangen, bis ich nur einen Kuß von ihm bekommen habe. Aber dann nachher — o, das macht sich bei Brautleuten von selber!“

Die Merkin glaubte das gut gegeben zu haben. Hermine dachte von diesem Augenblick an noch viel geringer von ihr. Ja, sie hatte Mühe, den heimlich aufsteigenden Widerwillen gegen sie zu bekämpfen und freundlich und gelassen zu bleiben.

Als sie nachher mit Konrad bei der Rinderweide im Grasgarten stand, erschien ihr der Hof von dieser Seite her besonders schön und stattlich. Das schwelende Glücksgefühl durchzitterte wieder ihr Herz. Diese stolze Heimat der ganzen Umgegend die ihrige! Das Taubenmoos! Wie hatte dieses Wort einen ganz neuen Klang bekommen, seitdem sie es auf dem steinernen Türbogen eingemeißelt gesehen, seitdem sie im Traum die weißen Taubenschwärme um Giebel und Mauern streichen sah!

Hermine mußte sich plötzlich auf die Lippen beißen, sie hatte ihr Herz über einem Wunsche er-tappt. Die häßliche, armselige Frau drüben im Hause — einmal würde sie ja dann nicht mehr da sein ...

Konrad stellte ihr seine Lieblinge vor, seine gelbgefleckten Prämienrinder, die, in verschiedenen Altersabstufungen vom kaum der Milch entwöhnten Kälbchen bis zur trächtigen Kalbin auf der Weide verstreut, sich am kurzen Grase gütlich taten. Er machte sie auf die körperlichen Vorzüge einzelner Tiere aufmerksam, die beim Prämieren ins